

Ohne Eltern geht es nicht !

Wie Erziehungs- und Bildungspartnerschaft gelingen kann.

In: WIR 2008/2009, 22/93R

Können Eltern und Erzieherinnen wirklich „Partner“ sein?

Bildungs- und Erziehungspartnerschaft mit Eltern ist kein neuer Begriff. Seit der Gedanke der Zusammenarbeit die autoritär-hierarchische „Elternarbeit“ abgelöst hat, taucht er verstärkt in der Fachliteratur und Praxis der Kindertageseinrichtungen auf¹. Dass Erzieherinnen *und* Eltern miteinander partnerschaftlich umgehen *wollen*, ist nach aller Erfahrung unbestritten. Der Teufel steckt aber im Detail. Auch, wenn es beide Seiten *wollen*, ist es dennoch nicht so einfach mit der „Partnerschaft“.

Verstehen wir Bildungs- und Erziehungspartnerschaft als die Begegnung der Erwachsenen „auf Augenhöhe“, betreten wir damit die Beziehungsebene. Anders kann Partnerschaft nicht definiert werden. Formal-juristisch ist Partnerschaft eine fragwürdige Sache. Eltern und Erzieherinnen sind auf ganz verschiedenen Ebenen kompetent, besitzen unterschiedliche Entscheidungsbefugnisse und Rechte. In der Kindertagesstätte bestimmen Erzieherinnen beispielsweise allein darüber, in welche Gruppe ein Kind aufgenommen wird oder welchen konzeptionellen Prinzipien sie folgen. Eltern bestimmen allein darüber, wie lang sie ihr Kind in die Obhut der Kindertagesstätte geben oder wer es von dort abholen darf. An diesen Macht- und Recht-besetzten Punkten gibt es ja auch immer wieder Reibung und Konflikte. Vor allem aber sind Erzieherinnen durch ihre Rolle als professionelle Fachkräfte *gezwungen*, sich partnerschaftlich zu verhalten, während dies von Eltern nicht einfach erwartet werden kann. Es ist also keine gewählte Partnerschaft. Außerdem bezeichnen sich Eltern selbst so gut wie nie als „Erziehungspartner“ der Erzieherinnen.

Hinzu kommt, dass der Begriff Partnerschaft die Zusammenarbeit mit Erwartungen ziemlich überfrachten kann, Erwartungen, die beide Seiten gar nicht erfüllen können. Fragt man Erzieherinnen danach, womit sie den Begriff füllen würden, tauchen immer wieder „Fairness, Vertrauen und Verantwortung“ als Erwartungen auf, die sich daran knüpfen. Das sind jedoch Wünsche, die hochgradig emotional aufgeladen sind. Haben wirklich beide Seiten zu einander Vertrauen? Wie steht es da mit dem Vertrauen in das, was Eltern zuweilen berichten? Darf eine Mutter in einem „partnerschaftlichen“ Verhältnis zugeben, dass sie „nur“ an das eigene Kind denkt und in diesem Sinne keine Verantwortung für die Geschicke anderer Kinder oder gar der ganzen Kindergruppe übernehmen möchte? Sind Erzieherinnen tatsächlich immer „fair“ oder machen sie nicht insgeheim feine Unterschiede zwischen Eltern und Eltern? Und erwarten Erzieherinnen nicht allzu oft von Eltern, dass Vertrauen und Verantwortung quasi von Beginn an bereits vorhanden sind, statt dass sich beides erst langsam entwickeln darf?

Der Begriff „Partnerschaft“ verdeckt, dass es sich in der Beziehung zwischen Erzieherinnen und Eltern um eine zeitlich begrenzte Arbeitsbeziehung handelt, die unter anderem auch von gegenseitiger Konkurrenz geprägt ist: Wer ist die bessere Erzieherin? Wer hat recht, wenn es z.B. um die Einschulung eines Kindes oder um unterschiedliche Beobachtungen aus dem Kindertagesstätten-Alltag auf der einen und der Familie auf der anderen Seite geht?

Dennoch wird von „Partnerschaft“ zwischen Erzieherinnen und Eltern gesprochen. Wir gebrauchen den Begriff vor allem als *Zielformulierung*: Partnerschaft sollte angestrebt

werden. So formuliert wird aber auch klar: Das gelingt nicht immer! Eine solche Sicht auf den Begriff „Erziehungspartnerschaft“ entlastet Erzieherinnen und Eltern. Auch, wenn es wünschenswert *wäre, müssen* sie dennoch nicht zu Partnern werden! Manchmal reicht es durchaus aus, innerhalb vereinbarter Rituale und Arrangements zu kooperieren und sich gegenseitig Respekt zu zollen, sich aber nicht als Partner zu begreifen. Um es anders auszudrücken: Erzieherinnen müssen Eltern nicht persönlich mögen und umgekehrt gilt dasselbe. Oft ist auch gar nicht mehr möglich in den wenigen Jahren, in denen Erzieherinnen und Eltern miteinander zu tun haben.

Eltern nicht erziehen wollen oder: Wie kann eine „partnerschaftliche“ Haltung aussehen?

In diesem Sinne möchten wir vorschlagen, den Begriff „Partnerschaft“ im Zusammenhang der Zusammenarbeit von Eltern und Erzieherinnen von seinen moralisch besetzten Anteilen (Fairness, Vertrauen, Verantwortung...) zu befreien und zu verbinden mit Begriffen wie „Wertschätzung“, „Achtung“, „Respekt“. Partnerschaftlich kann bezogen auf die Zusammenarbeit mit Eltern dann bedeuten, die Beziehung zwischen den Erwachsenen in „wechselseitiger Anerkennung“² gestalten zu wollen.

Nicht nur da, wo die Kooperation sowieso harmonisch läuft, sondern auch dort, wo Rechte festgelegt sind oder unterschiedliche Auffassungen und Werte bestehen, kann die Zusammenarbeit von „wechselseitiger Anerkennung“ geprägt sein. Wechselseitige Anerkennung lässt beides zu: Übereinstimmung und zugleich Nichtübereinstimmung, Kooperation und Konkurrenz. Ich kann jemanden als Person achten und wertschätzen, auch wenn ich mit seinen Sichtweisen nicht übereinstimme. Das gelingt dann, wenn ich mich erstens durch Einfühlung und Perspektivenwechsel in seine Lage hineinversetzen kann. Zweitens darf meine Wertschätzung nicht an Bedingungen geknüpft werden wie: „Erst, wenn die Mutter meine eigene Arbeit ausreichend würdigt oder wenn sie nicht immer wieder mit denselben Anliegen daherkommt, erhält sie auch von mir Wertschätzung“.

Bildungs- und Erziehungspartnerschaft heißt für die Fachkräfte in der Kindertagesstätte, Eltern als Experten für ihre Familien zu respektieren, ihr Expertentum für das gemeinsame Anliegen zu nutzen und in der Vermittlung mit dem eigenen Expertentum Gewinn zu suchen. Wechselseitige Anerkennung bedeutet den Verzicht darauf, Eltern „erziehen“ zu wollen, was in der herkömmlichen Elternarbeit fast immer ein mehr oder weniger heimliches Ziel war.

Sie bedeutet damit auch eine Neubestimmung der Rolle der Erzieherin, die nicht mehr allein Expertin für die „richtige“ Erziehung des Kindes ist, sondern den Dialog mit den Eltern-Experten führt. Die Abstimmung darüber, was in der Erziehung geschieht, hat nicht das Ziel, zu klären, wer „Recht“ hat, sondern was - auch aus der Sicht der Eltern - für die Familie und das Kind gut ist. Dabei können Eltern und Erzieherinnen aus ihrer jeweiligen Erfahrung wichtige Beiträge beisteuern. In diesem Austausch müssen dann Entscheidungen gesucht und Lösungen gefunden werden. Erzieherinnen tun gut daran, in diesem Prozess die Grenze ihrer beruflichen Rolle zu wahren: Solange das Kindeswohl nicht wirklich gefährdet ist, haben Eltern als Erziehungsberechtigte die weitergehenden Entscheidungsbefugnisse.

Dem Kind geht es gut, wenn es der ganzen Familie gut geht.

Warum *muss* eine solche auf Wertschätzung basierende Zusammenarbeit sein? Kein Kind kommt alleine³, wenn es in einer Kindertageseinrichtung oder einem Kindergarten aufgenommen wird! Immer befindet sich in seinem Schlepptau seine ganze Familie. Die hat

es natürlich nicht immer leibhaftig bei sich. Während Schwestern und Brüder manchmal wirklich mitkommen, verbringen Vater, Mutter, Großmütter und -väter freilich nicht den ganzen Tag im Kindergarten. Aber dennoch: alle sind irgendwie da. Alle wirken hinein in die Kindertagesstätte. Das, was diese Familie und somit auch das Kind bewegt, spüren Erzieherinnen in Kontakten mit Eltern und über das Kind selbst: die Zukunftspläne, Belastungen und Wertvorstellungen der Familie, die familiären Geschlechtsrollen und Beziehungsmuster. Und umgekehrt muss sich die Familie auch mit dem auseinandersetzen, was da aus der Kindertagesstätte auf sie einwirkt. Zwischen Familie und Kindertagesstätte bestehen demnach vielfältige Verbindungslinien, gegenseitige Einflüsse und Abhängigkeiten. Das Kind gehört beiden Beziehungssystemen gleichzeitig an. Es trägt Erfahrungen aus dem einen in das andere System und lässt auf diese Weise eine Wechselwirkung zwischen beiden entstehen.

Dennoch, für das Kind hat die Familie emotional eindeutig Vorrang. Es ist sein primäres Beziehungssystem. Gefährdungen des Familiensystems führen bei Kindern häufig zu Ängsten und Unsicherheiten, auf jeden Fall aber zu psychischen und/oder psychosomatischen Reaktionen. Die eigene Familie ist für das Kind die einzige Beziehungskonstellation, von der es die Befriedigung sämtlicher Grundbedürfnisse erwarten kann: Essen und Trinken, Schlafen, Liebe und Geborgenheit, Verlässlichkeit und Sicherheit bis hin zur Absicherung von Persönlichkeitsentwicklung und Selbstverwirklichung. Jede Gefahr, die der Stabilität der Familienbeziehungen oder der Existenzgrundlagen der Familie droht, wird von Kindern augenblicklich registriert. Das wissen wir alle. Und dennoch wird es in der pädagogischen Praxis regelmäßig übersehen.

Und auch ganz unmittelbar aus dem Alltagserleben heraus wissen wir um diesen Zusammenhang. Ein morgendlicher Streit mit der Mutter, eine kranke Großmutter in einer anderen Stadt, eine Meinungsverschiedenheit zwischen Vater und Mutter, die Sorge darum, ob das Geld noch bis zum Monatsende reicht, die Entscheidung, das Kind eine halbe Stunde später in den Kindergarten zu bringen, der Umstand, dass die Mutter vergessen hat, dem Kind eine Regen Hose mitzugeben, ein krankes Meerschweinchen oder eine zu Hause verloren gegangene Musikkassette, alle diese aus dem aktuellen familiären Tagesgeschehen stammenden Erlebnisse haben direkten Einfluss auf das Wohlbefinden und das Verhalten des Kindes.

Wie wichtig die familiäre Sicherheit und Geborgenheit im Erleben der Kinder ist, lässt sich vielleicht am besten daran ermessen, dass selbst geschlagene und misshandelte Kinder häufig lieber bei der eigenen Familie bleiben wollen, als sich diesen Verhältnissen durch eine Unterbringung außerhalb der Familie zu entziehen.

Kinder sind an ihre Familie gebunden. Ob und wie sie sich entwickeln können und werden ist bei aller öffentlicher Betreuung letztlich doch davon abhängig, wie die Familie lebt, wie sie es versteht, günstige Entwicklungsbedingungen bereit zustellen, wie die Beziehungen in der Familie gestaltet sind, und vor allem, wie viel Sicherheit und Geborgenheit als Basis für Entwicklung überhaupt, die Familie bietet.

Dabei haben diese Aussagen weit reichende Bedeutung. Wenn sie nämlich stimmen, muss die Kindertagesstätte *im Interesse des Kindes*, auch das Wohlergehen der *ganzen Familie* in den Blick nehmen. Nicht nur in der Reaktion auf persönliche Erwartungen und ausgesprochene Bedürfnisse von Eltern müssten Erzieherinnen in diesem Fall an der Lebenssituation der ganzen Familie interessiert sein, sondern weil sie wissen, dass die Familie aus Sicht des Kindes primärer Ort seiner Bedürfnisbefriedigung ist. Die Aussage: „Bei uns steht das Kind

im Mittelpunkt“ müsste dann erweitert werden. Sie könnte beispielsweise wie im deutschen Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) heißen: „Wir orientieren uns an den Bedürfnissen und Interessen des Kindes *und* (mit gleicher Gewichtung!) *seiner Familie*.“ Deshalb liegt es nahe, den Auftrag an die Kindertageseinrichtung so zu interpretieren, dass darin auch eine gewisse Verantwortung für das Wohlergehen der Familien der betreuten Kinder enthalten ist.

Kinder haben immer ihre Familie „im Gepäck“

Erziehung beginnt nicht erst in der Kindertagesstätte. Immer haben Erzieherinnen Vorgänger, die Ersterzieher in der Person der Eltern. Familie als intimes Beziehungssystem zeichnet sich eben auch dadurch aus, dass dort die wesentlichen und stabilsten Prägungen entstehen. Diese Prägungen werden als Verhaltensmuster sichtbar. Jeder Mensch trägt solche aus der Herkunftsfamilie her stammenden Muster in sich. Von ihnen hängt maßgeblich ab, wie ein Mensch Nähe und Distanz reguliert, welche moralischen und ethischen Werte er für sich setzt und verfolgt, welche kulturellen Gewohnheiten ihm wichtig sind und wie er sich in der Kommunikation mit anderen verhält.

In jeder Familie entstehen solche „Familienmuster“ und werden in der Regel über Generationen hinweg weitergegeben. Bestandteile davon sind u.a.:

- Tabus: Etwas, über das nicht geredet werden darf, z.B. Arbeitslosigkeit, ein uneheliches Kind, Gewalt oder Krankheit.
- Ausgesprochene und unausgesprochene Regeln: z.B. „Im Haus dürfen die Türen nicht verschlossen sein.“ - „Am Wochenende wird gemeinsam gefrühstückt und danach gehen wir spazieren.“ - „Erwachsenen widerspricht man nicht.“
- Erwartungen und Zukunftspläne: z.B. „Meine Tochter soll studieren.“ - „Mein Sohn wird mein Geschäft weiter führen.“ - „Unseren Kindern soll es einmal besser gehen als uns.“
- Ausgesprochene und nicht ausgesprochene Aufträge (Delegationen) an einzelne Familienmitglieder: z.B. die Erwartung an den Sohn, die Stellung des abwesenden Vaters in der Familie einzunehmen oder der Auftrag an die Kinder, nicht gelebte Anteile von Eltern auszuleben (über die Stränge schlagen, sich einmischen, kreativ sein)
- An Rollen geknüpfte Erwartungen: z.B. „So soll auch mein Sohn werden.“ - „Die Mutter steht am Herd.“ - „Der Vater hat das Sagen.“
- Familienmottos: „In der Öffentlichkeit sprechen wir nicht schlecht über uns.“ - „Wir streiten nicht.“ - „Wir sind eine glückliche Familie.“
- Selbst bestimmte Interessenslagen und Themen stammen häufig aus der Herkunftsfamilie. Ob sich jemand für Insekten interessiert oder sich davor ekelt, ob jemand gerne in warme Gegenden fährt oder lieber den kühlen Norden aufsucht, ob jemand regelmäßig Zeitung liest und welche, alle diese Vorlieben und Gewohnheiten entstehen häufig in den intimen Familienbeziehungen. Sie bilden sich deshalb dort heraus, weil sie sehr stark an Gefühlslagen gebunden sind: „Der Volvo ist super. Mein Papa ist Trucker und mein Papa ist ganz stark und groß und lieb.“

Die Voraussetzung für Erziehungspartnerschaft: Systemisches Denken

Wir sehen also: Die Muster sind (wenngleich nicht unveränderbar) im Gepäck. Kinder, die in Kindertageseinrichtungen kommen, bringen sie mit und lassen sich in ihrem Verhalten auch dort davon leiten. Im Hintergrund befindet sich die ganze Familie. Auch ohne, dass wir ihr real begegnen, ist sie doch in der Kindertageseinrichtung allgegenwärtig. Die Wechselbeziehungen zwischen den Bedürfnissen dieser Familien - ihnen soll es ja im Interesse der Kinder „gut gehen“ - und dem Geschehen in der Kindertageseinrichtung können wir besser verstehen, wenn wir uns der „systemischen Sichtweise“ öffnen.

Die systemische Perspektive ist eine bestimmte Art, die Welt wahrzunehmen. Nach ihrem Verständnis gehört jeder Mensch einer Vielzahl von Systemen an, in denen sie in ständiger Wechselwirkung mit anderen Teilen dieser Systeme stehen. Was so theoretisch klingt, hat ganz praktische Auswirkungen auf unsere Art und Weise, Phänomene, die wir erleben, zu erklären.

In der Regel sind wir es gewohnt, uns an das Ursache-Wirkung-Prinzip zu halten. Das heißt, wir erleben ein Ereignis und fragen nach *der* Ursache, um es zu verstehen. Systemisch gedacht, würden wir nach den *Wechselbeziehungen* suchen, die zu dem Ereignis geführt haben und danach fragen, welchen Einfluss das Ereignis selbst wieder auf das Ursachengefüge hat. In diesem Verstehen, hat kein Ereignis nur eine Ursache. Es ist also der Abschied von dem gewohnten „Wenn-dann-Denken“.

Ganz Praktisch: Eine Mutter beschwert sich regelmäßig darüber, ihr Kind habe sich im Kindergarten wieder schmutzig gemacht und bittet die Erzieherinnen, doch besser aufzupassen. *Eine* Ursache dafür könnte sein, dass die Mutter nicht versteht, wie wichtig für jüngere Kinder elementare Erfahrungen mit Naturmaterial sind. Systemisch gedacht fragen wir aber viel weiter und interessieren uns auch für die folgenden Zusammenhänge und Wechselwirkungen: Wie erlebt das Kind die Intervention der Mutter? Was hat die Mutter von ihren immer wiederkehrenden Beschwerden? Was findet statt, bevor sie in den Kindergarten kommt, was danach? Welche Gewohnheiten gibt es in der Familie in Bezug auf Sauberkeit? Was würde der Vater, eventuelle Nachbarn oder die Großmutter des Kindes dazu sagen? Welche Auswirkungen hat unser regelmäßiges Herabwürdigen des Problems auf die Familie? Welche eigenen Erinnerungen hat eventuell die Mutter an den Kindergarten?

Im systemischen Verständnis stellt jede Familie ein bestimmtes *System* von Beziehungen dar, in dem alle voneinander abhängen und aufeinander angewiesen sind. Jedes Verhalten und Erleben geschieht in einem Interaktionsprozess, in ständiger gegenseitiger Beeinflussung. *Jedes* Familienmitglied erfüllt dabei für *alle* anderen eine bestimmte Funktion. Das momentane Verhalten des Kindes kann z.B. der Mutter spiegeln: „Ich bin eine gute Mutter.“, dem Vater: „Für meine Familie ist gut gesorgt.“, der Großmutter: „Ich muss mich nicht mehr darum kümmern.“, und dem Bruder: „Ich bin schon viel größer.“, usw.

Wir würden also danach forschen, in welcher Wechselbeziehung ein einzelnes Verhalten mit anderen Erfahrungen, Mustern, Gefühlen, Umständen etc. stehen könnte, um die Familie insgesamt zu *verstehen* und lenken damit weg vom Einzelnen und seinen Symptomen hin zum System und seiner (eventuellen) Störung.

Menschen haben gute Gründe für das eigene Handeln!

Jedes System ist immer wieder allen möglichen Veränderungen ausgesetzt. Sie können von innen her kommen oder von außen. Jede Veränderung bringt ungewohnte und verunsichernde Ungleichgewichte mit sich. Zu einem System zu gehören, bedeutet deshalb stets auch, sich dafür mitverantwortlich zu fühlen, dass es als System im Gleichgewicht bleibt. Virginia Satir vergleicht dies mit einem Mobile, an dem die einzelnen Familienmitglieder „hängen“: „*In einem Mobile können alle Teile - unabhängig von ihrer Größe und Gestalt - gruppiert und ins Gleichgewicht gebracht werden, indem man die verbindenden Drähte kürzer oder länger macht und die Abstände zwischen den Einzelteilen verändert. Genauso ist es in der Familie. Kein Familienmitglied ist identisch mit einem anderen. Sie sind alle verschieden und befinden sich auf verschiedenen Ebenen der Entwicklung. Genauso wie bei einem Mobile kann man*

nicht einen verschieben, ohne an den anderen zu denken.“⁴ Jede Bewegung eines einzelnen bringt alle anderen in unvorhergesehener Weise in Bewegung. Das gleiche passiert, wenn etwas Neues in das Mobile gehängt wird.

So versucht jeder auf seine Weise, die eigene Familie zu schützen und auf diese Weise dazu beizutragen und erwarten das auch von den jeweils anderen. Das können durchaus Verhaltensweisen sein, die für *Außenstehende* unverständlich sind, ja sogar solche, die diese ablehnen. *Subjektiv*, d.h. aus Sicht der Familienmitglieder selbst, erfolgt aber jede Handlungsweise aus der *positiven Absicht* heraus, die eigene Familie in ihren stützenden und schützenden Strukturen zu bewahren und zu stärken. Häufig sind sich die Familienmitglieder dieses Motivs gar nicht bewusst. Überhaupt versucht jeder Mensch grundsätzlich, *das für ihn Richtige* zu tun.

Interpretieren Erzieherinnen beispielsweise das Ausbleiben von Grenzsetzungen gegenüber ihrem Kind durch eine Mutter als Fehlverhalten („Sie ist eine schlechte Mutter“), kann sich dahinter eventuell die Absicht und Angst verbergen: „Ich möchte nicht die Liebe meines Kindes verlieren.“ In diesem Fall hilft es nicht weiter, die Mutter noch mehr zu verunsichern und zu belasten, in dem ihr Fehlverhalten vorgeworfen wird. Helfen würde vielmehr, ihre Angst und subjektiven Beweggründe wahrzunehmen.

Es geht also darum, in Elternäußerungen oder dem Verhalten der Kinder diese *subjektiv positive Absicht*, etwas Gutes für die Familie zu erreichen, zu entdecken und zu würdigen. Das fällt nicht immer leicht.

Eltern als Experten behandeln!

Familiäre Zusammenhänge können Erzieherinnen nicht ohne Eltern verstehen! Eltern sind in diesem Sinne immer die Experten für ihre eigenen Familie. Sie wissen am besten darüber bescheid, was die Familie mittragen oder ändern kann. Nur sie kennen ihr Kind aus dem Familienzusammenhang. Wenn sich nach diesem Verständnis Erzieherinnen und Eltern zu einem Gespräch zusammensetzen, treffen sich verschiedenen Expertinnen. Erzieherinnen sind die Expertinnen für den Alltag in der Kindertagesstätte und die Gestaltung des Kontaktes zu den Eltern. Dafür tragen auch nur sie die Verantwortung. Eltern sind die Experten für das Leben in der Familie, die Zukunftspläne der Familie, Veränderungsmöglichkeiten und dergleichen. Im Interesse des Kindes ist es am besten, wenn beide Seiten Respekt voneinander aufbringen, Interesse aneinander entwickeln und lernen, sich zu verständigen.

Ein Problem liegt dort, dass Erzieherinnen als der professionelle Teil dieser Beziehung alleine für die Entwicklung eines solchen Kontaktes verantwortlich sind. Von Eltern darf das nicht einfach vorausgesetzt werden. Und auch von Erzieherinnen darf nicht erwartet werden, dass dies in jedem Fall gelingt!

Literatur-Tipps:

- ▣ **Dusolt, Hans:** Elternarbeit – Ein Leitfaden für den Vor- und Grundschulbereich. Belz-Verlag, Weinheim 2001
- ▣ **Eppel, Heidi/ Hittmeyer, Steffen/ Nuwordu, Ingrid/ Plate, Petra/ Rathmann, Ruth:** Mit Eltern partnerschaftlich arbeiten, Elternarbeit neu betrachtet. Herder-Verlag, Freiburg 1996
- ▣ **Klein, Lothar:** Neue Wege in der Elternarbeit. Teile 1-5 in: Kindergarten heute, Herder-Verlag, Freiburg Nr. 1/1998 bis 5/1998,
- ▣ **Prott, Roger / Hautumm, Annette:** 12 Prinzipien für eine erfolgreiche Zusammenarbeit von Erzieherinnen und Eltern. Verlag das netz, Berlin 2004

-
- 1 So z.B. in Herbert Vogt/Lothar Klein: *Leben in der Familiengruppe*. Lambertus-Verlag, Freiburg 1995; Heidi Eppel u.a.: *Mit Eltern partnerschaftlich zusammen arbeiten*. Verlag Herder, Freiburg 1996; Marianne Wiedemann: *Neue Wege zur Erziehungspartnerschaft*. Borgmann-Verlag, Dortmund 1997
- 2 ein Begriff von A. Honneth, ausgeführt in: Christine Wiezorek: *Elternpädagogik jenseits der Pädagogisierung – Überlegungen zum pädagogischen Elternbezug aus anerkennungstheoretischer Perspektive*. In: Petra Bauer/Ewald Johannes Brunner (Hrsg.): *Elternpädagogik. Von der Elternarbeit zur Erziehungspartnerschaft*. Lambertus-Verlag, Freiburg 2006, S. 51ff.
- 3 Wolff, Reinhart: *Konkurrenz und Kooperation. Über die Zusammenarbeit zwischen Erzieherinnen und den Eltern*. In: *TPS extra* Nr. 22, S. 4ff.
- 4 Virginia Satir: *Kommunikation – Selbstwert – Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis*. Junfermann-Verlag, Paderborn 1996¹², S. 149